"Ich wusste, wo ich hingehörte"

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **34 (1963)**

Heft 7

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-807646

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

der beim Vater das Misstrauen zerstreuen mussten. Ist es nicht ein kleines Wunder, dass wir mit unserem Heim so vielen jungen Menschen ‚Heimat' sein dürfen, heute und morgen!» So sprach der Hausvater, dem ein ganzes Haus schwererziehbarer Knaben anvertraut ist.

Worin liegt das Geheimnis, dass unsere Heime und Anstalten für die Zöglinge und Insassen wirklich zur Heimat werden?

Pro Infirmis hat die Mai-Nummer ihrer stets vorbildlich redigierten Zeitschrift diesem Problem gewidmet. Heimleiter, Fürsorgerinnen und Heiminsassen äussern sich dazu. Wenn eine 80jährige Taubstumme erzählt, dass sie stets gerne in der Anstalt gewesen sei, wo man wohl streng, aber sehr gut erzogen habe, dass man mit ihr immer lieb gewesen und zusammen viel froh gewesen sei, dann kommt hier Entscheidendes zur Geltung. Mit Recht sagt die Fürsorgerin: *«Die Geborgenheit strahlt von Menschen aus,* die begnadet sind, die ihnen Anvertrauten, so wie sie sind, zu bejahen, zu verstehen und nach Massgabe ihrer Möglichkeit auch in Freiheit zu leiten ... Zur Geborgenheit gehört *die Erfahrung der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit* mit den anderen Hausgenossen, seien sie nun Schicksalsgefährten oder Vorgesetzte.

Wir denken an Walter, der seinen Eltern und seinen Lehrern das Leben sauer machte, bis er dann im Erziehungsheim seinen Meister fand. Nach dem ersten Jahr seines Heimaufenthaltes erklärte er mir anlässlich eines Besuches beinahe unvermittelt: «Ich bleibe auch noch ein zweites Jahr hier, denn hier bin ich gern, hier gefällt es mir.» Seinen Eltern schrieb er sogar, dass er keine Lust habe, während der Ferien heimzukommen. Ein Jahr hatte schon genügt, um einen Mantel der Geborgenheit und der Sicherheit um ihn zu legen. Er hatte es an Leib und Seele erfahren, dass die Geborgenheit von Menschen ausstrahlt, die bejahen, verstehen und in Freiheit leiten. Und da ist jene Blinde, der es wirklich nicht leicht gefallen ist, aus der mütterlichen Wärme verpflanzt zu werden, und die immer wieder unter Heimweh litt. Trotzdem bekennt sie freudig: «Das Heim ist mir zur Heimat geworden. Die persönliche Anteilnahme und das Mitgenommenwerden während Jahren bleiben unauslöschlich haften.» Deshalb sagt sie zum Heimatbegriff im Heim: «Das Heimkind fühlt sich wohl und geborgen, weil es aufgenommen und eingebettet ist in die Gemeinschaft von seinesgleichen. Hier kann es, im Rahmen seiner Möglichkeiten, aktiv mitgehen und wächst und reift so am leichtesten zu sich selber heran. Durch gemeinsame Freuden und Kümmernisse entsteht Atmosphäre in jedem Raum, auf jeder Gartenbank, in allen Dingen, die eine kleine Welt ausmachen. Darf noch mit dem nötigen Verständnis und der wärmenden Liebe von seiten der Erzieher gerechnet werden, so sind alle Voraussetzungen für das wahre Heim erfüllt.» —

Wie sehr unsere Heime und Anstalten Heimat bedeuten, bezeugen die Ehemaligen. Dieser nachgehenden Fürsorge kommt immer grössere Bedeutung zu. Sie kann allerdings nur dort ausgeübt werden, wo der Ehemalige dazu bereit und offen ist. Die Zahl jener, die nach einem Aufenthalt im Erziehungsheim oder einer Anstalt noch während Jahren enge und gelockerte Verbindung pflegen, ist sehr gross. Allerdings droht gerade hier eine tödliche Gefahr, nämlich Personalwechsel und Personalmangel. Die Krankheit unserer Tage kann hier ausserordentlich störend wirken. Wieviel davon abhängt, zeigt die Fürsorgerin, die Ehemalige eines Erziehungsheimes für geistesschwache Kinder betreut: «Es braucht vor allem Dauerpersonal. Nicht das schöne Haus und nicht die freundlichen Stuben und nicht der Reichtum an Spielwaren machten ihnen das Heim zur Heimat, sondern

die Liebe und das Verständnis und die Hingabe des Personals.

Die Ehemaligen möchten ihre Erzieherinnen und Erzieher finden, wenn sie auch nach fünf und zehn und mehr Jahren wieder ins Heim zurückkehren. Sie wollen den Menschen begegnen, zu denen sie eine Bindung bekommen haben. Jeder Kontakt mit den Ehemaligen ist gefährdet, wenn das Personal ständig wechselt. Wir haben dies eindrücklich erlebt bei einem 20jährigen Mädchen, das hin und wieder zu Besuch kam. Auf einmal hat es keine seiner ehemaligen Betreuerinnen mehr angetroffen. Enttäuscht und untröstlich äusserte es: ‚Jetzt komme ich nicht mehr'.»

Das Heim als Heimat ist im schweizerischen Anstaltsleben eine unumstössliche Tatsache. Darüber täuschen auch einige Unzulänglichkeiten, die da und dort noch bestehen, nicht hinweg. Die Zeitschrift «Pro Infirmis», Mai 1963, ist eine eindrückliche Antwort an alle Zweifler und einseitig negativen Kritiker.

E. D.

«Ich wusste, wo ich hingehörte»

Mit den Kameraden kam ich im allgemeinen gut aus. Wir waren im grossen ganzen eine gutmütige und brave Gesellschaft, und die Behandlung seitens der Lehrer war freundlich und gerecht. Ich muss ehrlich sagen, dass die vier Jahre in der «Bächtelen» wohl die glücklichsten meiner Jugendzeit gewesen sind.

Wenn es Leute gibt, die an dieser und ähnlichen Anstalten keinen guten Faden lassen — ich, der Heiri Huber bezeuge, dass ich zufrieden war, dass ich mich zum erstenmal in meinem Leben richtig geborgen fühlte! Endlich hatte ich ein eigenes Bett. Es mag hart gewesen sein, und die Bettwäsche nicht von Damast — aber es wurde regelmässig frisch und sauber bezogen, und es war mein Bett, das niemand mir streitig machen durfte. Auch musste ich nicht mit bohrendem Hungergefühl mein Lager (oder was dafür stand) aufsuchen. Ich wusste, wo ich hingehörte und was ich am nächsten Tag tun würde. Wie nötig für einen jungen Menschen solch ein Gefühl der Geborgenheit ist, kann wohl nur verstehen, wer in so ungeordneten und liederlichen Verhältnissen aufwachsen musste wie ich.

(Aus «Der Schweizerische Beobachter», Nr. 12, 1963)